Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man.

Tagebuch eines Amerikaners. Von Dr. Chas. L. Hartmann.

(8. Fortsetzung.)

Täglich kommen Schiffe mit tausenden von Verwundeten von den Dardanellen. Erst wurden dieselben in Malta untergebracht, jetzt liegen schon 14,000 dorten und die ganze Insel ist überfüllt. Hier wird es wohl auch so werden, denn in meinem früheren Zimmer, das ich allein bewohnte, liegen jetzt acht Schwerverwundete auf Stroh, auf jeder Seite vier, so daß kaum Platz in der Mitte ist, um durchzugehen. — Die Leute sehen schauderhaft aus, die Wunden vollständig vernachlässigt. Ueber 4000 sind bereits hier und dafür im ganzen Orte nur sechs Aerzte. Einer davon wurde durch die Arbeitsüberbürdung neurasthenisch, verließ plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, das Hospital, wo man ihm kaum einige Stunden zum Schlafen gönnte, nahm die Fähre, die in zehn Minuten auf der anderen Seite ist und schrieb von Algeciras aus einen Brief an den Gouverneur, worin er sagte, er könnte dies nicht länger mit ansehen und müsse seine Demission geben. Tags darauf stand ein Dekret des Gouverneurs im offiziellen Käseblatt, wonach wegen Desertion dieser Arzt aus der Armee ausgestoßen sei.

Außer mir ist noch ein anderer Arzt unter den vierzehn Gefangenen, wir haben an den Gouverneur geschrieben, um mit größter Bereitwilligkeit unsere Dienste anzubieten. Wir betonten, es sei ein Gebot der Menschlichkeit und des professionellen Pflichtgefühls, welches uns dazu veranlasse. Wir wollten gerne und unentgeltlich jede Stunde unserer hier so ganz wertlosen Zeit diesen bedauernswerten Leuten widmen, wie es jeder englische Arzt mit Freuden im Feindesland tun würde. Wir baten ihn inständig, uns doch diese Bitte zu gewähren, um uns nützlich machen zu können. Wir erhielten darauf einen kurzen Bescheid, daß von Kriegsgefangenen keine Dienste angenommen werden können. Oh heilige Bürokratie!

Wir sind natürlich alle aufgeregt, denn es graut uns vor der Seereise. — Von einem früheren Transport waren zwei von einem Schiffe wieder zurückgeschickt worden. So enge man auch die anderen zusammengepfercht hatte, es blieb kein Zoll breit Boden, um diese unterzubringen. Ihre Gefährten lagen ganz unten direkt auf dem Schiffskiel, ohne Licht, nur ein kleines Luftloch, das in der Treppentüre angebracht war. — Man hatte jedem eine alte Pferdedecke gegeben, sonst nichts.

Ich habe bereits so viel überstanden, ich werde auch das überstehen, und schließlich ist es zu meinem Glück, denn so bald ich in England bin, werde ich frei sein.

Freitag, 1. Oktober 1915. Diesmal geht es wirklich weg, kein blinder Schreckschuß, wie bei früheren Gelegenheiten, denn der Dampfer, welcher uns aufnehmen soll, liegt bereits im Hafen. Viel zu packen haben wir nicht, da seit den letzten vierzehn Tagen unsere Koffer und Reisegepäck längst gepackt waren und wir nur das Notwendigste in unseren Schubläden gelassen hatten. Unser Geld wird uns nicht ausbezahlt, mit Ausnahme von einem Pfund Sterling, welches wir als Taschengeld erhalten. Man sagt uns, das übrige werde nach England überwiesen werden. Der amerikanische Konsul Mr. Sprague kam herauf, um von mir Abschied zu nehmen. Er hat sich erboten, meinen großen Koffer in Verwahrung zu nehmen und denselben nach der Schweiz spedieren zu lassen. Ich bringe dadurch wenigstens den bisherigen Teil meines Tagebuches in Sicherheit, denn daß wir und alle unsere Effekten bei Ankunft in England strengstens durchsucht werden, steht außer Zweifel.

IV. Nach England und der Insel Man.

An Bord der „Mauretania", 2. Oktober 1915. Punkt zwei Uhr kamen zwanzig Soldaten mit einem Offizier an der Spitze, um uns nach dem Hafen zu bringen. Wir haben Glück. — Der Dampfer „Mauretania", ein Schwesterschiff der „Lusitania", jetzt der größte aller englischen Passagierdampfer, soll uns aufnehmen. Er hatte Truppen nach den Dardanellen gebracht und war auf der Rückreise begriffen. Ganz schwarz angestrichen, alle Fenster und Messingteile mit Teer verdunkelt, bietet keinen erfreulichen Anblick. Das schöne, elegante schwimmende Hotel sieht wie ein Pferdestall aus. In den luxuriösen Salons wurden Bretterwände aufgestellt, um Schlafräume für die Truppen herzustellen. — In die prächtigen Holztäfelungen sind Nägel eingeschlagen, an denen Kleidungsstücke hängen. Dagegen waren die uns zugewiesenen Kabinen 1. Klasse, welche während der Ueberfahrt wahrscheinlich für die Offiziere reserviert waren, genau so exquisit wie zu früheren Zeiten. Onyx Waschbecken mit kaltem und heißem Wasser, ausgezeichnete Betten mit seidenen Decken, Kleiderschränke und jeder mögliche Komfort.

Das Leben ist wirklich eine Lotterie. Seit Wochen graute uns vor dieser Ueberfahrt, wir hatten erwartet, auf dem Eisenboden der Kohlen Bunkers untergebracht zu werden und jetzt fahren wir erster Klasse, werden von eigenen Stewards bedient und haben, wenn uns kein Unterseeboot in den Weg kommt, wahrscheinlich eine höchst angenehme und genußreiche Fahrt vor uns. Ein kleiner Dampfer hatte uns vom Hafen nach dem außenliegenden Riesendampfer gebracht. Der Kommandant begleitete uns nach demselben und blieb dorten, bis der Dampfer abfuhr. Sein Abgang typisch englisch: Er war stets gegen uns Gefangene außerordentlich zuvorkommend und höflich gewesen, gegen mich sogar freundlich. Als er das Schiff verließ, nachdem er uns dem Kapitän übergeben und wahrscheinlich dafür seinen Empfangsschein erhalten hatte, standen wir oben auf Deck. — Er ging an uns vorbei, ohne uns anzuschauen, ohne einen Gruß oder ein Wort. Was er früher getan, geschah seiner eigenen Würde als Gentleman halber, die ihm verbietet, einen auf Gnade oder Ungnade ihm Uebergebenen schlecht zu behandeln oder demselben anders als gentlemanlike gegenüberzutreten. Aber wir waren für ihn eben doch nur Gefangene, Feinde seines Landes, Leute, mit denen er nur offiziellen Umgang hatte.

Wir haben einige Marinesoldaten mit einem Korporal als Wache, können uns auf einem Teil des Decks, sowie unten in dem Korridor unserer Kabinen frei bewegen, doch steht Tag und Nacht dorten ein Wachtposten. Der Korporal sagte, als er uns Kabinen anwies:

Ich habe schon mehrere Transporte nach England gebracht und die Gefangenen waren immer sehr zufrieden mit mir, haben sich bei Ende der Fahrt auch praktisch dafür erkenntlich erwiesen.

Wir verstanden natürlich den sehr deutlichen Wink, machten eine Kollekte, welche 24 Shilling ergab, die wir ihm aushändigten.

Um drei Uhr an Bord gekommen, hatten wir seit Vormittag nichts gegessen. Wir warteten, ob man uns nicht zum Abendessen rufen würde. Anscheinend niemand, der Auftrag hatte, sich um uns zu bekümmern. Erst gegen elf Uhr nachts, als wir während einiger Stunden Alarm geschlagen hatten, brachte man endlich für jeden zwei Sandwiche. Das ist das unheilbare Uebel von England, nie auf etwas vorbereitet zu sein.

Sonntag, 3. Oktober 1915. Der Kapitän des Dampfers hält, wie das üblich ist, um elf Uhr früh den Gottesdienst ab. Ich ging nach dem Salon, um etwas Abwechslung in die Langeweile der Ueberfahrt zu bringen.

Gepredigt hat er nicht, aber mit seiner Mannschaft Choräle gesungen. Das war noch schlimmer.

Das Meer ist glatt wie ein Spiegel. Nachts ist unser Schiff ganz unsichtbar, in allen oberen Räumen ist es stockfinster, da kein Licht angezündet werden darf. Selbst der Rauch des Schlotes ist nicht zu erkennen. Außerdem sind alle Oeffnungen hermetisch verschlossen und dazu noch mit Teer übertüncht.

Die Verköstigung ist ganz ausgezeichnet. Wir werden genau wie Passagiere erster Klasse behandelt, erhalten gedruckte Menus zu unseren Mahlzeiten. Wein oder Bier dürfen wir jedoch nicht kaufen. Außer uns vierzehn Gefangenen sind an die zweihundert Halbinvaliden an Bord, welche auf Urlaub nach England gehen, sonst führen wir weder Kranke noch Verwundete.

Dienstag, 5. Oktober 1915. Wir nähern uns Liverpool, dem Ende unserer Fahrt. Die Ufer der Mersey verengern sich nach und nach. Fabriken, Schiffs-Werften, die ganze Industrietätigkeit dieses größten Hafenortes der Welt, werden mehr und mehr sichtbar. Von weitem können wir den Dock erkennen, an welchem wir anlegen sollen. Es ist derselbe, von dem ich vor sechs Monaten nach Amerika abfuhr, damals mit ganz anderen Gefühlen. Die Landungsbrücke ist durch Polizisten gesperrt, direkt am Quai stehen zwei Zellenwagen, welche der Volkswitz Black Maria getauft hat. Wir werden alle vierzehn in einem derselben untergebracht. Luftöffnung ist nur an der Decke. In einer halben Stunde sind wir beim Bahnhof, von dem wieder ein Teil durch Polizisten abgesperrt ist. Man bringt uns in einen großen durchgehenden Wagen, welcher am Ende des Zuges angekoppelt wird. Es hat sich herumgesprochen, daß deutsche Kriegsgefangene eingebracht werden. Eine große Menschenmenge umsteht trotz Polizei den Wagen, eine ältere, halb betrunkene Megäre, von der Spezies, welche man mit ihren schwarzrostigen Shawls, barhäuptig, mit aufgedunsenem Gesicht nur in England findet, schreit beständig:

Laßt mich durch, laßt mich durch, daß ich den Kerlen die Augen auskratze!

Die Uebrigen verhalten sich ruhig und gaffen uns nur an, so ungefähr, wie man die wilden Tiere in einer Menagerie anschaut.

Wir sollen nach dem Lager in Handforth bei Manchester, auf direktem Wege ist dies von Liverpool mit der Eisenbahn in einer Stunde zu erreichen. Unser Wagen wird jedoch dreimal an andere Züge an- und von ihnen wieder abgekoppelt, so daß wir erst gegen Abend acht Uhr auf der Bahnstation in der Nähe Handforths ankommen. Stockfinstere Nacht, hätten ganz leicht den paar Soldaten, welche uns als Eskorte dienten, entlaufen können. Wozu? Wir hatten fast kein Geld, die Hälfte des Pfunds, welches uns vor der Abreise von Gibraltar ausgezahlt wurde, war bereits ausgegeben, wir waren ohne Papiere, die meisten des Englischen kaum mächtig. In einigen Stunden wären die Flüchtlinge wieder eingesponnen gewesen. Einer der Soldaten ging mit einer kleinen elektrischen Taschenlaterne voraus, um den Weg nicht zu verlieren. Nach einiger Zeit sehen wir in der grellen Beleuchtung von Scheinwerfern Stacheldrähte, Verhaue und einen großen hellerleuchteten Komplex von Fabrikgebäuden, — unser Bestimmungsort. —

Nachdem man unsere Personalien aufgenommen und uns durchsucht hat, werden wir nach der großen Gefangenen-Halle gebracht. Johlende Jungen, ein ganzer Saal voll, umtanzen uns. Fast Kinder, von 14 bis 17 Jahren, Schiffsjungen, welche man von deutschen Schiffen gekapert hatte und von denen sich über 400 hier befinden.

Das Handforth-Kamp war als großartige Automobilfabrik gebaut und zwar von einer deutschen Gesellschaft, welche sequestriert wurde. Für ein Gefangenenlager vollständig ungeeignet, da es nur Räume von mehreren hundert Meter Länge mit Zementboden und Oberlicht, ohne jede Abteilung oder Heizungsmöglichkeit aufweist. Merkwürdiges Anpassungsvermögen der Gefangenen! Sie haben es trotzdem ganz bewohnbar gemacht, Bretter und Baumwolltücher gekauft, Tische und Stühle gezimmert, Betten kommen lassen. Fast alle waren früher im Lancashire Distrikt ansässig und bereits seit Beginn des Krieges hier. Für die besser Situierten sind mehrere privilegierte Abteilungen vorhanden, zu welchen, wie in einem Klub, nur dem auf genau demselben Gesellschaftsniveau Stehenden Aufnahme gewährt wird. Einige frühere Gibraltarleute bewillkommnen uns. Ich bin sehr hungrig, Wollheim und Rektor Seidel verschaffen mir etwas zu essen und zu trinken, obwohl Kantine und Küche bereits geschlossen. Natürlich ist das Lager mit Gibraltar nicht zu vergleichen, aber es könnte noch viel schlimmer sein! Mein permanenter Trost.

Einige der Herren, mit denen ich in derselben Abteilung schlafen werde, stellen sich vor. Man tauscht gegenseitig die Erlebnisse aus, und damit vergeht der Abend bei Hop-Bitters, einem alkoholfreien Getränk aus Hopfen und wahrscheinlich auch verdünntem Strychnin, das in England den Antialkoholikern das Bier ersetzen soll.

Was die meisten der hiesigen Gefangenen durchgemacht hatten, war etwas Fürchterliches. In Manchester, wo fast alle hier Internierten seit Jahren ansässig waren, hatte die Polizei infolge der wütenden Hetzereien und Denunziationen der gelben Presse vollständig den Verstand verloren. Zu Tausenden arretierte man sie von der Straße weg, von ihren Büros, selbst nachts aus ihren Wohnungen, ohne jedoch die geringste Vorsorge getroffen zu haben, was mit den Gefangenen nun anfangen und wo dieselben unterbringen. Die Strafgefängnisse in und um Manchester waren vollständig überfüllt. Fünf bis acht Mann lagen in einer Einzelzelle, deren ganzes Mobiliar aus einem Stuhl bestand. Die Polizeistationen waren vollgepfropft mit den Leuten, nicht einmal für Essen war gesorgt. Die Polizisten brachten sie den ganzen Tag von Polizeiwache zu Polizeiwache, ohne auch nur Stehraum in denselben für ihre Kriegsbeute zu finden. Man lagerte sie in den Korridoren, in dem Verhandlungssaal des Polizeigerichtes, selbst außen im Hofe: ohne Stroh oder Decke noch Waschgelegenheit. Das Ende war, daß man schließlich die meisten gezwungenerweise wieder frei lassen mußte, mit der Order, sich zu jeder Zeit zur Verfügung der Polizei zu halten. Sie durften sich nicht auf zwei Meilen von Manchester entfernen, nach neun Uhr abends und vor sieben Uhr früh das Haus nicht verlassen und sollten sich dreimal die Woche auf dem Polizeibüro des Reviers zum Rapport melden. Da diese Büros neben ihrer Routine-Beschäftigung für die Zwecke des Krieges mit einer Unzahl anderer Arbeiten überbürdet waren, mußten die „Enemy Aliens", zu Hunderten auf der Straße Queue machend, oft bei strömendem Regen, jedesmal drei bis vier Stunden vor dem Polizeibüro warten, bis die Reihe an sie kam. Für die Registrierung von je achthundert dieser Leute war ein einziger Beamter da. Natürlich machte die Ueberlastung mit Arbeit diese letzteren um so moroser und aufgebrachter. In gewöhnlichen Zeiten ist der englische Policeman ein außerordentlich geduldiges, zuvorkommendes und taktvolles Individuum: das Muster des Polizisten.

Dr. A. Friedel, ein hervorragender Chemiker, der das Laboratorium einer der größten Konservenfabriken von England leitete, verheiratet, wurde auf Veranlassung seiner Firma lange Zeit in Ruhe gelassen. Nach der „Lusitania"-Affaire jedoch drohten die Arbeiter zu streiken, wenn der german devil nicht sofort entlassen würde. Er wurde verhaftet und mit anderen nach den Schiffen im Hafen von Liverpool gebracht. Damals hatte England noch keine Schiffsnot, im Gegenteil Ueberfluß an Dampfern infolge des Stockens des Exports, so daß eine Anzahl derselben als Gefängnisse benutzt wurden. Als man sie in Booten nach den Schiffen brachte, glaubten sie, einem Gerücht zufolge, daß sie nach Canada verschickt würden und dort wahrscheinlich in Freiheit leben könnten. Sie waren alle freudig erregt. Vierundzwanzig Tage blieben nahezu dreitausend Leute auf einem Raum zusammengedrängt, welcher kaum für dreihundert Personen Platz bot. An Bewegung, frische Luft, Reinigung war gar nicht zu denken, da auch die Bewachungsmannschaft mangelte. Die ersten vier Tage hatten sie nicht einmal Brot. Büchsen-Sardinen, die teilweise in Fäulnis übergegangen, mit Schiffszwieback bildeten die einzige Nahrung.

Mein Freund Tübbecke, unser Postmeister, hatte es noch schlimmer. — Er wurde mit einem Transport Gefangener nach Newbury geschickt und dort in die Rennställe eingesperrt. Es war nicht einmal genügend Stroh vorhanden, so daß die meisten auf dem schmutzigen Backsteinboden schlafen mußten. — Die Ställe waren von außen zugeschlossen, nachts wurden einige der Gefangenen dazu abkommandiert, solche, welche ein Bedürfnis zu befriedigen hatten, aus den Ställen herauszulassen, wieder einzuschließen und den Schlüssel dem wachthabenden Sergeanten zu bringen. Es mangelte an Wasser und an Eßgeräten, drei, vier zusammen mußten aus einem Blechteller essen und denselben mit altem Papier zur Reinigung auswischen.

Auf dem Spazierplatz unterhalte ich mich öfters mit Otto Beck, dem Sekretär der deutschen Holzarbeitergesellschaft in London. Obwohl er nur einen Arm hat und sich mehrere Führer der Trade Unions für ihn verwandt haben, ist er immer noch hier. Er war zuerst im Alexandra Palace eingesperrt, wurde dort jedoch fast verrückt infolge andauernder Schlaflosigkeit. Dieser Vergnügungsplatz wurde im Norden von London vor ungefähr zwanzig Jahren, als der Cristal Palace im Süden der Metropole sich glänzend rentierte, für ein Konkurrenzunternehmen gebaut, hatte jedoch wenig Erfolg. Darauf von der Stadt als Volksgarten angekauft, dient er jetzt zur Internierung von ungefähr dreitausend deutschen Zivilgefangenen Da das ganze Gebäude nur aus Eisen und Glas konstruiert ist, mit im Inneren auf der Höhe des ersten Stocks angebrachten Holzgalerien, so regnet es beständig herein und eine Trennung des Raumes in kleinere Abteilungen ist unmöglich. Nachts sind Wachtposten auf den Holzgalerien postiert, die beständig auf- und abgehen und eine jede Nachtruhe für die meisten dieser aus allen Gesellschaftsklassen zusammengebrachten Leute unmöglich machen.

Beck sagte mir:

Ich will Ihnen etwas zeigen, was Sie für ganz unglaublich gehalten hätten. Kommen Sie mit!

Wir gingen nach einem der Abteile. In ihm lag ein 74jähriger Mann — ich verschreibe mich nicht, es war ein Mann von vierundsiebzig Jahren! — auf einem Strohsack. Er kam von Birmingham, wo er etwa 50 Jahre gelebt hatte. Er war verheiratet, hatte fünf Söhne und Töchter und soundsoviel Enkelkinder. Kinder und Kindeskinder waren natürlich Engländer. — Er selbst sprach nur noch englisch, hatte das Deutsche in den langen Jahren nahezu verlernt. Die Polizei, die ihn hierhergebracht hatte, behauptete, wie in mehreren ähnlichen Fällen, das sei nur zu seinem eigenen Schutze geschehen. Eine Internierung sei gar nicht beabsichtigt!

Man liest in den Zeitungen sehr viel davon, daß die neutralen Regierungen Kommissäre ernannt oder auch ganze Kommissionen eingesetzt haben, um die Gefangenenlager zu inspizieren und die Abhilfe von Mißständen zu veranlassen. Ich habe sie gesehen, diese Kommissionen, und zwar bei der Inspektion selber: Fünf Herren in seidenen Zylinderhüten kamen zu einer Türe herein, liefen im Sturmschritt durch die Baracke, schauten weder nach rechts, noch nach links, waren anscheinend froh, die Ausgangstüre wieder erreicht zu haben, und verschwanden durch dieselbe! Am nächsten Tag hörten wir, es wären die amerikanischen Bevollmächtigten gewesen, die gekommen seien, um Reklamationen der Gefangenen in Empfang zu nehmen!

Ueber die Zustände in Queens Ferry bei Chester konnte sich selbst ein Anglo-Sachse, wie Kommissär John B. Jackson nicht enthalten, das folgende in seinem Bericht an den amerikanischen Gesandten Gerard mitzuteilen:

„Die Zustände, wie ich sie in Queens Ferry vorfand, wo über 2200 Deutsche interniert, sind wohl die schlimmsten von allen Lagern, welche ich bis jetzt besichtigt habe. Die ganze Atmosphäre dieses Camps ist eine außerordentlich bedrückende. Obwohl seit mehr als fünf Monaten als Internierungsplatz benutzt, ist sehr wenig geschehen, um den allgemeinen Zustand des Lagers zu verbessern. Die Gebäude sind diejenigen einer alten, baufälligen Maschinenhalle. Das Dach ist von Glas und dieses entweder an den meisten Stellen zerbrochen, oder aus den Fugen gegangen. Der Boden ist von Stein, hie und da mit einigen Brettern bedeckt. Für die Gefangenen der besseren Klasse sind keine Anstalten für Absonderung getroffen, wenn auch einigen erlaubt wurde, mit Tüchern eine Art Zelt um ihre Schlafstätte aufzustellen, um sich dadurch gegen den außerordentlichen Zug, der durch das meist offene Glasdach kommt, zu schützen. — Die Gefangenen selbst schienen mir freudlos, niedergeschlagen und vollständig deprimiert. Der Kommandant, mit dem ich darüber sprach, erklärte mir, daß der Grund der Unmöglichkeit, die gegenwärtigen Zustände zu verbessern, in den Arbeitsverhältnissen, an dem Mangel des nötigen Personals liege."

Donnerstag, 7. Oktober 1915. Hier sind über dreitausend Gefangene, alles Zivilisten. Die englische Regierung hat jedoch die Absicht, sämtliche Internierten von ganz Großbritannien auf der Insel Man zu konzentrieren. Ein Teil der hiesigen Gefangenen ist bereits nach dort verschickt, jeden Tag gehen weitere fünfhundert weg. Handforth soll in Zukunft nur Militärgefangene aufnehmen. Einer der Beweggründe ist wahrscheinlich auch die Tatsache, daß die Insel Man ihre eigene Gesetzgebung und Regierung hat und das Habeas-Corpus-Grundgesetz, das Bollwerk der individuellen Freiheit in England, dort keine Geltung hat. — Trotz des Kriegszustandes ist die Habeas-Corpus-Akte nicht aufgehoben und eine Anzahl der Gefangenen machen der Regierung, indem sie ihren Fall vor die Gerichte bringen, ziemliche Schwierigkeiten: dies will man in Zukunft vermeiden. Notwendig wäre es gerade nicht, denn der englische Richter, in früheren Zeiten die Personifikation des völlig unbeeinflußbaren Rechtsgefühls, dreht heute die wächserne Nase des Gesetzes in jeder der Regierung genehmen Form.

Das ungewohnte Leben hier gibt uns Gibraltarleuten für die ersten paar Tage genügende Abwechslung. Die Gefangenen haben ein ausgezeichnetes Theater, ein Orchester von fünfzig Musikern, große Bibliothek, welche von Dr. Markel gestiftet wurde, Baderäume, wenn auch sehr primitiv, ausgedehnte Wiese für Sport, sehr reichlich versehene Kantine, Extra-Küche etc. Alle möglichen Geschäfte sind von Gefangenen, welche hier ihren früheren Beruf ausüben dürfen, innerhalb des Lagers errichtet worden. Ueberall sind auffallende, den Kunden ansprechende Plakate angeklebt, namentlich in der Nähe des Postbüros, welches täglich für abzuholende und zu versendende Briefe sowie Pakete geöffnet ist. In bezug auf Briefwechsel ist man in Handforth, im Gegensatz zu den anderen Camps, sehr liberal. Einige der Gefangenen, deren Geschäfte in Manchester von Verwandten oder Angestellten weiter betrieben werden, können fast die ganze Korrespondenz von hier aus erledigen.

Es amüsierte mich, einge der Anschlagezettel zu kopieren:

Ein noch wenig getragener Frack zu verkaufen. Produkt des ersten Schneiders von Wien: ganz seidengefüttert, so gut als neu*.)

Franz Burckhardt, No. 3226 empfiehlt sich für Strümpfestopfen, sowie alle anderen Wäschereireparaturen.

Albert-Bch von Konstantinopel erteilt türkischen Sprachunterricht gegen mäßiges Honorar.

John E. Schmidt, früher der Truelove in Bond Street. Haar-Spezialität: Schönheitspflege, Schwedische Massage: besuche die geehrte Kundschaft auch in ihrer Abteilung und gebe Abonnements für Manicure und Fußpflege.

Fünf verschiedene Friseure mit vollständiger Einrichtung betreiben ihr Geschäft in der Nähe der Badeeinrichtung. Stiefelputzer, Wäschereien, Schneider, Schuhmacher, selbst ein diplomierter Zahnarzt mit wohl ausgestattetem Atelier, alle sich ihren Mitgefangenen empfohlen haltend.

Für fast jeden Zweck existiert eine besondere Kommission: Unterstützungskomitee, Schulkommission, Theater- und Konzertausschuß, Informations-Büro, Rechtschutzkommission.

Am Abend gehe ich zum Konzert, im Mittelteil der großen Halle. Platz für über achthundert Personen. Das Programm enthält: Richard Strauß Serenade, Schuberts Forellen-Quartett, Debussys Prelude, Liszts Rhapsodie No. 12, und ich glaube kaum, daß an diesem Abend die Manchester Baumwoll-Lords sich einen ähnlichen Kunstgenuß verschaffen konnten.

Ließ mich für schwedische Heilgymnastik einschreiben und machte heute vormittag mit dreißig anderen eine Stunde lang Uebungen. Mit Ausnahme der Theater und Konzerte, bei denen nur für die reservierten Plätze eine Kleinigkeit gezahlt wird, ist natürlich alles gratis. Die „Young Men's Christian Association' (Verein christlicher Jünglinge), sowie das Dr. Markel-Komitee nehmen sich in ebenso zweckentsprechender als tatkräftiger Weise der Gefangenen an. Es wirkt versöhnend zu sehen, daß Haß und Feindschaft nicht alle Gemüter verbittert haben.

(Fortsetzung folgt.)

* Ich höre, die Theatergesellschaft habe ihn sofort gekauft.

Eine Ibsen-Fälschung.

Vor längerer Zeit tauchte in London ein Stück auf, das angeblich von Ibsen stammen und eine Fortsetzung der „Gespenster" sein sollte. Das Stück trägt den Titel „Realitäten". Am 18. Februar gelangte nun dieses angebliche Ibsendrama auf einer kleinen Londoner Vorstadtbühne, dem Court Theatre, erstmalig zur Aufführung, und dabei gab es eine Enthüllung, die wohl mit Fug als ein Skandal bezeichnet werden darf. Als nämlich der Vorhang zum letztenmal gefallen war, erschien der Londoner Verleger Austin Fryers, der „Realitäten" herausgegeben hat, und gab die Erklärung ab, daß er allerdings einzelne Teile des Stückes selbst geschrieben habe, daß es jedoch andere Teile enthalte, die — so behauptete Fryers — wirklich von Ibsen herrührten. Er habe diese Abschnitte von dem verstorbenen Konsul Braekstad erhalten. Natürlich läßt sich diese bestimmte Versicherung nicht ohne weiteres nachprüfen, doch sprechen alle Anzeichen dafür, daß sie durchaus unglaubwürdig ist. Das Stück selbst ist Sensationserzeugnis übelsten Stiles, in der Manier eines Räubertromans geschrieben und, wie sich hiernach von selbst versteht, Ibsens ganz und gar unwürdig. Der Sohn Ibsens, Sigurd Ibsen, gab überdies die bestimmte Erklärung ab, daß das Stück eine plumpe Fälschung sei.

Zarter Wink.

Sie: „Es giebt Augenblicke, wo ich wünschte, ich wäre ein Mann!"

Er: „Wann, zum Beispiel?"

Sie: „Wenn ich an einem Juwelierladen vorbeigehe und bedenke, wie glücklich ich meine Frau machen könnte, indem ich ihr einen neuen Schmuck kaufe!"

Sein Beweis.

„Ist das nicht das Haus, welches der Architekt Zwiefel seiner Schwiegermutter gebaut hat?"

„Ich glaube nicht — sonst wär' ja kein Blitzableiter d'rauf!"

New Yorker Silhouetten.

Zu den unbegrenzten Möglichkeiten Amerikas gehört auch die des Aberglaubens.

Europa z. B. kommt für die Deckung seines Bedarfs an Unglückstagen und Unglückszahlen bequem mit dem Freitag und mit der berüchtigten „Dreizehn" aus. Hierzulande hat man (wenigstens in den in Amerika, wie überall, abergläubischsten aller Kreise, in der Bühnenwelt) auch längst schon den „Unglücks-Montag" entdeckt und außer der Unglücks-Dreizehn kennen alle Leute noch eine Unglücks-Siebzehn und vor allem die gefürchtete amerikanische "Skidoo"-Nummer, die Dreiundzwanzig...

Vor Jahren wohnte ich einmal in einem „Apartment" — so nennt man hier ja hochtrabend eine Wohnung von zwei Puppenstuben und zwei Streichholzschachteln, welch' letztere die „Kitchenette" und das Badezimmer darstellen —, das die Nummer 23 trug. Jeden Tag, den Gott werden ließ, hörten wir, meine Frau und ich, wie sich Männlein und Weiblein, die der kleine Fahrstuhl anbrachte, vor unserer Tür mit der zum Verschinden anregenden Nummer aufstellten und erstaunt fragten: „Wer in aller Welt wohnt in dieser Wohnung? Die Leute müssen Mut haben."

Bis uns schließlich vor unserer Erhabenheit und Gottähnlichkeit so bange wurde, daß wir „muhten".

Und der Aberglauben bewährte sich denn auch.

Beim „Muhven" nämlich.

Der „farbige Gentleman, den man beileibe nicht Janitor sondern „Superintendent" nennen mußte, begab sich nach dem Lagerraum im Keller, um den Expreßleuten die vielen von unseren Sachen zu übergeben, die wir in zwei Puppenstuben und zwei Streichholzschachteln nicht hatte unterbringen können. Dabei kam er mit dem Licht einem Teppich, den ich mit schwerem Gelde bar bezahlt, zu nahe, und der verbrannte.

Als ich mich, wie der Hohe Rat in Paris, nach Schadenersatz umsah und zu dem Zweck das Naheliegendste — die Feuerversicherungs-Police — betrachtete, bemerkte ich, daß sie gerade am Tage vorher abgelaufen und — an einem Dreiundzwanzigsten und an einem Montag ausgestellt worden war...

* * *

Seit jener Zeit habe ich eine abergläubische Scheu vor dem Datum, an dem diese meine heutige Plauderei zu erscheinen hat, und das in der Alliierten-Antwort als der Ablauf der Frist angesetzt ist, bis zu welcher sich Deutschland über den Frieden zu entscheiden hat...

An den verschiedenen Orten, wo ich über den unangenehmen Eindruck des Datums, den Fuß auf eine Messingstange gestützt, in der Gesellschaft guter Gesellen hinwegzukommen trachtete, fand ich wenig Trost. Die hatten gleichfalls ihre abergläubische Scheu vor dem Datum, weil es auch für sie den baldigen Ablauf einer Frist bedeutet, an deren Beendigung kein Mensch gerne denken mag. Nur noch gerade eine letzte Gnadenwoche trennt sie von dem fürchterlichen 1. Juli, so klagten sie, an dem „die Welt verdursten und verdorren" soll.

* * *

Nun ist es vielleicht gar nicht so schlimm mit der anbrechenden großen Trockenheit, wie es gemacht wird. Die Schankkellner, die, wenn es nach dem Willen des Kongresses in Washington gehen würde, binnen acht Tagen so „joblos" sein müßten, wie die Munitionsarbeiter, versicherten uns bei ihrer Ehre, die so fleckenlos rein und weiß ist, wie ihre Berufsuniform, daß die New Yorker Hotels und Restaurants auch nach dem 1. Juli Bier und Wein kredenzen würden, und sollten alle Mucker darob noch schwärzer werden. Sie erzählten ferner, daß die heimkehrenden Arbeiter-Delegaten, die in Atlantic City der Tagung der amerikanischen Gewerkschaften beigewohnt, aus den dortigen „Saloons" den Eindruck mitgenommen hätten, daß auch dort für die Zeit nach dem 1. Juli die Parole "business as usual" ausgegeben sei.

Aber die Redensart hat einen wenig Vertrauen erweckenden Klang. Die hatten wir auch schon zu Anfang des Weltkriegs mit dem Brustton der Ueberzeugung äußern gehört, aber — es kam anders.

Indessen in Atlantic City haben während der Tagung die Delegaten der organisierten Arbeiterschaft 20,000 gegen 4000 Stimmen gegen Prohibition abgegeben.

Das klingt um vieles mehr Achtung gebietend und Vertrauen erweckend...

* * *

Einstweilen richten sich ganze Schichten der Bevölkerung augenscheinlich auf die große Sahara-Trockenheit ein. Einer von den tonangebenden Vaudeville-Managers hat für die Kette der Theater, die ihm gehören, den Ukas erlassen, daß die auftretenden Artisten — durstige Leutchen, die gerne reden von dem, dessen ihr gequältes Herz voll ist und überläuft — Prohibition auf den Brettern mit keinem Wort erwähnen dürfen. Der Manager erwartet offenbar einen Kampf und ist ein Hasenfuß, der „kneift" und neutral bleiben möchte.

Und der Whiskey-Schmuggel, der bereits im Schwange ist, nimmt nachgerade solche Dimensionen an, daß er schon kaum mehr als "infant industry" angesprochen werden darf. Bundesbeamte bemerkten dieser Tage, daß eine Theatertruppe, die aus Chicago nach dem viel zahmeren Westen reiste, in dem Prohibition bereits eingeführt ist, unterwegs in Einem fort dem Gepäckwagen Besuche abstattete, die erfrischend und belebend zu wirken schienen. In Detroit beschlagnahmten die Beamten in diesem Waggon 607 Quarts Whiskey, 45 Quarts Brandy und 250 Kisten Wein.

Ueber die Grenze von Maine wird guter trinkbarer Stoff, der in Kellereien Irlands und Schottlands ein ehrwürdiges Alter und edele Reife erlangt hat, konstant aus dem angeblich ganz trocken gesetzten Kanada eingeschmuggelt. Kürzlich wurde eine Schmugglerbande abgefaßt, und die ihnen abgejagte Beute an gutem Schnaps wurde provisorisch von den Zöllnern in einer Grenzscheune untergebracht. Noch in selbiger Nacht wurde die Scheune von den biederen Landleuten der Gegend überfallen, die sich aus abgeschlagenen Flaschenhülsen so viel Mut tranken, daß sie beschlossen, in der nächsten Nacht noch anderen provisorischen Beuteschuppen Onkel Sams einen Besuch abzustatten, um gleich Vorrat für ein Jahrzehnt einzulegen. Die Zollbeamten bekamen indessen Wind von dem Vorhaben dieser edlen seit Jahren für Prohibition stimmenden Farmonkel Maines und brachten das edle Naß am nächsten Tag mittelst einer Karawane von Lastautomobilen nach Bangor in Sicherheit. Merkwürdig war, daß auch die Eisenbahnen schleunigst so und so viele Güterwagen, die in kleinen Nestern unbeachtet auf Seitengeleisen gestanden hatten, schleunigst und fieberhaft in Bewegung setzten.

Auch die kamen aus Kanada.

Was die wohl enthalten haben mögen?

* * *

In West Virginia, wo Prohibition schon seit längerer Zeit eingeführt ist, ist man über solche primitiven Schmuggelmethoden längst hinaus. Dort machen sich Frauen den Umstand zunutze, daß die jetzige Mode nicht mehr eine so rigoröse schlanke Taille vorschreibt, wie es noch vor Kurzem der Fall war. Aber auch die hochwohllöbliche Polizei paßt darauf auf. Ein höchst verdächtiges Embonpoint zweier junger Frauen, dem dieser Tage in Charleston die Matrone einer Polizeistation auf den Grund ging, entpuppte sich als eine Art mehrfach verschlungener Lebensrettungsgürtel, in dem siebzehn Pints von den besten Schnapssorten eingenäht waren.

Die Entbindung, hört man, war schmerzlos, aber kostspielig....

* * *

Der Schnaps war übrigens, wie sich herausstellte, ein einheimisches Erzeugnis, denn West Virginia läuft nachgerade den dafür altberühmten Staaten Kentucky und Tennessee als Produzentin von „Mondschein"-Whiskey den Rang ab. Es heißt, daß die Herren „Mondscheinler" des Staates, den früher nur feine in viel schlechterem Geruche stehenden „Stogies" berühmt oder berüchtigt gemacht haben, für den 1. Juli nicht abrüsten, sondern erst recht grandiose Rüstungen treiben. Sie gedenken nämlich, einen Exporthandel nach den angrenzenden Staaten Ohio und Pennsylvania zu eröffnen, wo die heimliche Whiskey-Fabrikation bislang eine zwar nicht unbekannte, aber doch ungeübte Schwarzkunst ist.

Wie erwähnt, sind aber doch gerade in West Virginia die Prohibitionswächter sehr scharf auf Whiskey-Beschlagnahmung aus, und folgendes wahre Geschichtchen, das dieser Tage in der Nähe von Fairmont passierte, ist da ebenso lustig wie belehrend.

Ein zwölfjähriges Pastorstöchterl